Seelenkämpfe.

Ein Roman von Hans Land.

(8. Fortsetzung.)

17. Kapitel.

An einem hellen Frostmorgen saß Mathilde am Fenster und träumte in die glitzernde Schneepracht hinaus, die in der Januarsonne prankte, und gab ihrem Manne recht, der sich „seinen Hausfrieden retten wollte". Ja, sie gedachte ihrer „Rechte" und war sogar einen Augenblick entschlossen, sie zu vertheidigen. Sie war Alberts Ehefrau, der Bund hatte durch Jahre bestanden. Sie hatten mitsammen einen fleckenlosen Namen und ein untadeliges Haus zu vertheidigen. Galt das alles für nichts? Gefühle erstanden und vergingen; diese neue Leidenschaft war unerprobt. Was würde aus Albert, wenn er sie überwunden? Mußte man ihm nicht den Rückzug freihalten? Mußte er nicht Heim und Dach finden, wenn er zurückkam, enttäuscht, müde, trostbedürftig von diesem Irrwege? Das meinte er, als er wünschte, daß ihm nicht auch hier alles einstürzen sollte. Sie lächelte bitter über sich selbst. Sich so zu täuschen! Schonen wollte er sie, ihr die Pille verzuckern, sein Weib mit Brosamen abspeisen. Er wollte sie nicht aus dem Hause jagen, deshalb diese Beschwörungen, Bitten. Ach, wie er sie quälte! Nicht einmal Klarheit gab er ihr. Diese schwächliche Rücksichtnahme, das war das Lähmendste von allem. Liebte er eine andere? Und konnte er ohne sie nicht leben, was war dann für Mathilden der Entschluß, zu gehen, zu verschwinden — eine Seligkeit gegen diese endlose Bängniß der Rathlosigkeit, des Schwankens und der Unklarheit. Sie tappte in schwarzem Dunkel, nichts verstand sie von allem, was sich zugetragen, wußte nicht, welchen Schicksalen sie gegenüberstand. Sie brauchte vor Allem Wahrheit, sie mußte, mußte wissen, was hinter all diesem Dunkel lag. Dann erst, erst dann war sie imstande, zu entscheiden, was mit ihr selbst geschehen sollte, ob sie aus Alberts Leben zu verschwinden hatte und ob sie ihm einen Dienst erwies, wenn sie verschwand. Denn höher als ihr unbändiger Stolz, heißer als ihr glühender Schmerz, tiefer als ihre grausige Enttäuschung, ragte, brannte, fraß die Sorge um ihn, die Liebe zu diesem Manne. Alles für ihn. Alles! Und forderte es sein Glück, daß sie sterben sollte, sie thäte das ohne Zögern in dieser Stunde noch. Aber wo — wo — was — war sein Glück? Wohin ging seine Sehnsucht? Das wollte — das mußte sie wissen -- und hochaufgereckt von der Kraft und dem Willen des Entschlusses sprang sie auf und stürmte an ihren Schreibtisch...

„Lieber Böger,

heut' Nachmittag komme ich zu Ihnen, um mit dem Rechte der Freundschaft von Ihnen Klarheit zu fordern. Sie werden mir sagen, was geschehen ist, und was somit fortan geschehen muß. Ich bereite Sie auf meinen Besuch vor, um mir den Vorwurf der Ueberrumpelung zu ersparen. Sie haben Zeit, zu bedenken, was Sie mir sagen — und was nicht. Mathilde."

Als sie diesen Brief dem Diener übergab, sah sie ihm lange nach. Ihr Blick blieb groß auf die Thür geheftet, hinter der er verschwunden war. Sie hatte jenes dumpfe Gefühl einer Schicksalsentscheidung, das uns immer befällt, wenn wir folgenschwere Schritte unternehmen. Hinter diesem Briefe, das fühlte sie deutlich, lag etwas Neues, Unbekanntes, ein trennender Abschnitt von allem, was gewesen. Eine neue Periode hob an, keine bessere. Des Lebens lichterer Weg war zurückgelegt, und in schwarze Schatten ging es nun hinein. Sie stand in dem weiten Herrenzimmer und sah sich wie abschiednehmend um. Ihr Auge blieb an dem silbernen Obelisken hängen, der auf schwarz marmorner Konsole neben dem Schreibtisch sich erhob, das Ehrengeschenk des Fabrikpersonals zum 25jährigen Bestehen des Unternehmens an Albert gestiftet. Sie gedachte träumend der Feier: ein heller Wintertag wie heut, zwei Jahre war es her, als eine Deputation, von Spengler geführt, das Ehrengeschenk brachte. Wie schön, kraftvoll, sicher und klar Albert auf die Ansprache Spenglers erwidert und die Gabe mit der Stiftung einer Pensionskasse für die Angestellten vergolten hatte. Da stand er neben seinem Schreibtische und die Abgesandten im Halbkreise um ihn her, und während er sprach, hatte er ihre Hand festgehalten, die Hand seiner Frau, die er in seiner Rede seinen guten Genius genannt hatte. Waren es nur zwei Jahre, die seit jener Feierstunde vergangen waren, oder war nicht ein halbes Jahrhundert seitdem verrauscht — so war heute alles — alles verändert. Spengler über das Meer gegangen, Albert in seiner Gesundheit gebrochen, sein guter Genius — hier — in dem schweigenden, ausgestorbenen Heim Vergangenem nachtrauernd und Abschied nehmend von Zeiten und Dingen, von Glück und Freude. —

In der Abenddämmerung, kurz bevor Albert zur gewohnten Stunde heimkam, fuhr Mathilde zum Sanitätsrath Böger. Er empfing sie in gefaßter, ein wenig gezwungener Ruhe und antwortete bejahend auf ihre Frage, ob er ihren Eilbrief von heute Morgen empfangen habe.

„Was, also, lieber Böger, haben Sie mir darauf zu antworten?"

„Dieses, verehrte liebe Freundin: Ihr Recht auf völlige Aufklärung ist unzweifelhaft. Da es sich aber nicht um meine eigenen Geheimnisse handelt, muß ich Sie schon an den verweisen, den sie angehen."

Er erhob sich von seinem Sessel, schritt zur Thür und öffnete sie. „Hier ist Albert, gehen Sie zu ihm hinein und befragen Sie ihn selbst." —

Mathilde war aufgesprungen. Sie taumelte, griff nach der Lehne ihres Stuhles und hielt sich mit Aufbietung ihres ganzen Willens aufrecht. Sie athmete tief auf, dann ging sie mit erhobenem Kopf in's Nebenzimmer.

Albert trat ihr entgegen, flehend erhob er die Hände gegen sie und flüsterte: „Mathilde, helfen alle meine Bitten nichts? Mußt du — mußt du durchaus deinen und meinen Frieden stören und den Schleier von einer schmerzlichen Geschichte reißen?"

„Ich werde nicht mehr danach fragen", Mathilde senkte den Kopf, „nie wieder danach fragen. Aber ich — ich kann so nicht leben. Ich halte das hier nicht länger aus. Ich will eine Reise unternehmen — allein — will in andere Luft — unter einen anderen Himmel — mich selbst — mich selbst will ich wiederfinden — denn in mir wankt alles..."

„Wohin willst du?"

„Ich weiß es nicht. Weiß nicht, wohin, weiß bloß, daß ich nicht hierbleiben kann, nicht einen Tag länger. Nur fort — nur fort..."

Es kam so gequält heraus, daß er sie ganz rathlos anstaunte. Aber er sagte nichts. Dann fuhren sie mitsammen heim, und während der ganzen Fahrt blieb ihr Gesprächsthema die Reise. Mathilde wollte nach Capri oder Sizilien. Am nächsten Morgen holte sie sich ihre Gelder von der Bank. Die ihr von Albert angebotenen Mittel zur Reise wies sie zurück und reiste am Abend ab. Albert und Böger gaben ihr bis zum Bahnhofe das Geleit. Es wurde wenig gesprochen. Eine sehr gedrückte Stimmung lag auf den drei Menschen. Kurz vor Abgang des Zuges that Albert die gleiche Frage, die er seit gestern schon dreimal vergebens an Mathilden gerichtet hatte. Dreimal war sie ihm die Antwort darauf schuldig geblieben. Jetzt faßte er ihre Hand und fragte mit zitternder Stimme: „Wann kommst du wieder, Tilli?"

Sie sah ihn groß an, es zuckte um ihren blassen Mund, einen Moment noch sah sie in sein bärtiges Gesicht, das ihr im ungewissen Scheine der Bahnhofslichter seltsam verfallen erschien, graue Fäden schimmerten in dem vollen Barte. Sie sah es, und Mitleid überkam sie. „Wann kommst du wieder, Tilli?" fragte er noch einmal.

„Sobald du mich brauchst." — Jetzt wandte sie sich um und stieg in den Schlafwagen. Sie sah es nicht mehr, wie die schmerzlich und angstvoll gespannten Züge ihres Mannes sich lösten und von einem Strahl der Freude sich erhellten. Als der Zug in die Nacht hinausjagte, verflog Mathildens mitleidige Regung rasch. Die Bitterkeit regte sich von Neuem, die Bitterkeit darüber, daß Albert so rasch, so im Handumdrehen auf den Gedanken ihrer Reise eingegangen war. Ohne Zweifel, sie kam ihm sehr gelegen. Und ein Gefühl der Erleichterung überkam Mathilden, da sie daran dachte, daß sie sich aus einer unwürdigen und häßlichen Lage erlöst hatte. Giebt es etwas Demüthigenderes, als im Wege zu stehen? Sie hatte ihrem Manne die Bahn freigemacht, mochte er nun sein Schicksal gestalten, wie es ihm gefiel. Wahrscheinlich würde sie nicht zurückkehren. Er hatte ja sehr dringend danach gefragt, wann sie wiederkäme, und sie hatte ihm darauf erwidert: sobald du mich brauchst. Es war also ganz in seine Hände gelegt, und hätte er ihrer jetzt im Augenblick bedurft, so hätte er sie gar nicht ziehen zu lassen brauchen. Aber er hatte sie reisen lassen und keinerlei auch nur leisen Versuch gemacht, sie zurückzuhalten.

Noch vollkommen angekleidet saß Mathilde nun auf dem aufgedeckten Bett ihres Schlafabtheils, und ihre Augen waren wie angeheftet an das Muster des Teppichs, mit dem der Boden ausgeschlagen war. Sie fühlte das Vorwärtsstürmen des Zuges wie eine schwere feindliche Gewalt, die sie in's Leere riß. Ihr war, als würde sie hinausgeschleudert in's Grenzenlose, ohne Ziel und Zweck, wie ein Stein, von einem zerstiebenden Stern in's Weltall abgesplittert und losgesprengt, ziellos dahinstürzt. Was sollte sie im Süden drunten? Sie hatte ihrem Manne gesagt, sich selber wollte sie dort wiederfinden. Ein leeres Wort — nichts weiter, denn ihr Leben war bei ihm. Von ihrer Wurzel war sie jetzt losgetrennt, sie ging in ein Elend, das sie nicht lange würde tragen können. Das fühlte sie. Und dann lächelte sie bitter und herb vor sich hin. Weil sie nur immer an sich selbst dachte und was mit ihr werden sollte, während sie doch für ihren Mann etwas thun wollte, um ihm zu helfen, ihm die Möglichkeit zu schenken, glücklich zu werden. Ob er nun, fern von ihr, den Muth und die Kraft finden würde, von ihr die Scheidung zu verlangen, um dieses Mädchen heirathen zu können? Und wenn das geschah, würde er in dieser Verbindung durch den entsetzlichen Altersunterschied nicht mit Nothwendigkeit sehr unglücklich werden müssen? Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Das Grausame war, daß sie ihr Opfer bringen mußte, ohne nur ein Recht zu haben, danach zu fragen, ob ihrem Manne dieses Opfer etwas nützen würde. Zu nichts, zu nichts hatte sie ein Recht. Zu schweigen hatte sie, den Platz zu räumen und in Ergebenheit zu warten, was das Schicksal mit ihr vorhatte. Ihre Hände ballten sich, sie biß die Zähne zusammen. Was nützte es, zu trotzen? Gegen seine Natur kann niemand. Ihr war es nicht gegeben, für ihr Glück zu kämpfen. Ihr Stolz war so empfindlich, daß er lieber alles litt, als um etwas kämpfte. Vielleicht war das eine matte, kaltherzige Liebe; vielleicht wurde diese Liebe nun auch jetzt deshalb so gestraft, weil sie war wie sie war. Sie — Mathilde —konnte nicht anders. Sie fühlte sich durchaus passiv, durchaus Objekt in diesen Geschicken. Wie an allen Gliedern gebunden, jedem Schicksal wehr- und willenlos überantwortet, fühlte sie sich ein Spielzeug dieser Stürme, die verwüstend ihr ganzes Leben über den Haufen geworfen und sie jetzt dahinwirbelten in Nacht und Fremde hinaus, wie ein welkes herbstliches Blatt, das sie vom Baume gerissen...

18. Kapitel.

Weil sie dieses so unwahrscheinlich himmelblaue Meer so liebte, das ihr, als sie es — eine Zwanzigjährige — zum erstenmal hier gesehen, schon so unwirklich erschienen war, deshalb mied Mathilde die ausgetretenen Pfade, die nach der Fremdenstadt Capri hinaufführten, und bezog unten am Hafen, der Grande Marina zunächst, ein kleines Hotel, Grotte Bleue, das in dieser fremdenarmen Januarzeit fast leer stand. Die drei, vier Gäste drunten an der Wirthstafel im pompejanisch ausgemalten Speisesaal, fast lauter Deutsche — waren ihr fatal, und sie bewog den freundlichen Wirth, der ein unerhörtes Französisch sprach, ihr auf dem eigenen Zimmer serviren zu lassen. Wenngleich sie das schöne Meer jetzt täglich in stolzem Aufruhr sah, so daß es riesenhaft an den steilen Klippen brandete, und der Winter mild und sonnig war, so hatte doch all diese Schönheit hier im Schimmer ihrer Jugenderinnerungen in so goldiger Pracht gestanden, daß sie es nun ein wenig enttäuscht wiedersah. Sie war damals, ein blühendes, glückliches Mädchen, mit ihren beiden Eltern hier gewesen, zwei frohe Maienwochen lang — droben bei Pagano, und jeder Tag dieser Wochen, jeder Mensch, den sie damals kennen gelernt, jede Bootfahrt, jede Wanderung, die sie gemacht, stand so lebendig in ihrem Gedächtniß, daß sie es bald aufgab, auf dieser Insel den Spuren des Vergangenen enttäuscht zu folgen. Sie saß meist lange Stunden drunten auf dem Felsen und starrte in den Wogenprall hinab und sah den weißen Gischt zu ihren Füßen hoch aufschießen, wenn die großen stolzen Wellenberge sich gegen die Klippen warfen. Mathilde fühlte sich matt und müde. Ihre Glieder waren ihr schwer, ihr Schlaf war fort. Seit Wochen lag sie Nacht um Nacht mit offenen Augen da, wie eine Schwerkranke und starrte in die Schwärze der Dunkelheit. Sie dachte nur an eins: Nicht mehr sein. Ihre Gedanken ließen hiervon sich nicht fortscheuchen. Noch hatte ihr Wille keinen Entschluß ausgelöst, noch war ihr zur That selbst und deren Ausführung kein Motiv klar geworden, das Wann nicht, nicht das Wie. Aber eine ziehende, lockende, zehrende Sehnsucht, nicht mehr zu sein, hatte sie erfaßt und füllte ihre Seele breit und tief.

Lang ausgestreckt lag Mathilde Nachts da, die Arme längs ihres Körpers gelegt, wie eine Todte, und lauschte der Stille der Nacht, die jetzt, da das Meer ruhig geworden war, eine wirkliche Todtenstille war. Und sie dachte — es müsse gut sein, so in Dunkel und Ruhe zu liegen, sechs Fuß Erde über sich gehäuft — und kein Morgen mit hartem, schneidendem Licht dürfte mehr kommen und sie hinausscheuchen in das Leiden des Seins. Dabei waren diese ersten Capreser Tage und Nächte ungleich weniger leidensvoll, als es die letzten Berliner Tage gewesen. Sie fühlte sich ihrem Unglück örtlich entrückt, zwischen sich und ihre Qual drei Tagereisen gelegt, deren Weite lindernd sich über sie ergoß und sie wie Balsam der Entrücktheit beruhigte. Ihre Schmerzen hatten das Brennende verloren und sich in weiche Trauer gelöst, als wäre bereits das schwere Werk des Verzichtens gelungen, als trüge sie die Dornenkrone der Entsagung schon auf dem gebeugten Haupte. Dabei wunderte sie sich, daß sie so gar keinen Drang fühlte, zur That zu schreiten. Sie wäre lieber heut gestorben als morgen und schickte sich dennoch nicht an, den Tod zu suchen. Sie forschte in sich hinein nach der Lösung dieses Räthsels und fand da — eine Erwartung, ein Gespanntsein, eine Ungeduld, zu wissen und zu erfahren, wie sich ihr Schicksal droben im Norden gewandt hatte. Das mußte sie wissen, ehe sie ging. Sie harrte einer Lösung, seltsam, war es wirklich das, daß sie erfahren wollte, wie und durch wen sie Albert verloren hatte, was sie zaudern ließ? Sie glaubte das nicht und suchte tiefer im Schachte ihrer Seele — und weinte bitterlich über ihr Loos, als sie dort weiteren Aufschluß gefunden. War das wirklich so? Sie wartete hier auf dieser einsamen Felseninsel — sie wartete hier, wie ein Bettler vor der Thür, daß man sie riefe, einließe, ihr aufthäte. Ja — ja — da glomm noch ein letztes armseliges Fünkchen von Hoffnung in aller Todesschwärze. „Wann kommst du wieder?" hatte er sie dreimal gefragt, immer bänglicher, immer angstvoller. Zweimal hatte sie auf diese Frage geschwiegen, das dritte Mal aber dort im letzten Augenblick auf dem Bahnhofe hatte sie gesagt: „Sobald du mich brauchst." Sie hatte nicht gewagt, auf Alberts Gesicht die Wirkung dieser Antwort zu lesen, aber das Wort war gesprochen worden, und wie ein Versprechen, das gegeben worden war, stand es zwischen ihnen. Dies hielt sie. Dies allein. Wie, wenn er sie morgen brauchte — sie dringend heimberief — oder selbst holte — und — sie nicht mehr fand, hatte nicht auch sie dann ein Wort gebrochen, die Treue verletzt, die Liebe getäuscht? ... Mathilde staunte über sich selbst. Also — sie wartete hier — wartete, daß etwas geschähe, daß doch sowenig zu erwarten stand. Er hatte sie ziehen lassen, um frei zu werden. Was wollte diese verlegene Freundlichkeitsfrage nach ihrer Wiederkehr gegen die Thatsache bedeuten, daß er sie ruhig und ungehemmt hatte ziehen lassen? ... Aber alle klare Erkenntniß ihres schweren Verlustes, alle aufrichtige und echte Todessehnsucht hielt sie nicht ab, hier Tag um Tag, Stunde um Stunde zu warten — zu warten auf das, was nie kam. Zu hangen und zu bangen, daß ein Wunder geschähe, so unwahrscheinlich wie strahlend, so beglückend wie unmöglich. Dieses also war es gewesen, was sie bewegte, jeden Abend in der Dämmerung zum Hafen hinabzusteigen und mit vor Erwartung starren Augen dem Ausbooten der neuen Ankömmlinge gespannt zuzuschauen. Einmal erbebte sie vor Schreck, als ein braunbärtiger Mann, der eine entfernte Aehnlichkeit mit Albert hatte, in einem der kleinen Boote zur Mole herangerudert wurde. Wie im Schlafwandel war sie diesen hoffnungslosen Weg tagtäglich gegangen und sich nicht einmal klar darüber gewesen, in welcher Erwartung sie der Rauchwolke des Dampfschiffes entgegengeträumt hatte.

Ach — wie fern war sie noch dem Verzicht, wie weltenfern dem Ziele ihres Kampfes. Nach dem Tode blickten ihre Augen suchend aus, während ihr thörichtes Herz von seinem dummen Hoffen nicht ablassen wollte und eigenwillig, wie ein ungezogenes Kind, an seine wirren Wünsche sich klammerte ... Nein, tausendmal würden diese Schiffe hier anlegen, ganze Geschlechter von Capripilgern steigen hier an's Land, er nicht, er nie. Niemals der, den zu empfangen ihr nimmermüdes Sehnen sie Abend für Abend zum Hafen jagte. Aber sie sah jetzt, daß es galt, Ernst zu machen. Sie mußte Herr werden über diese Dinge. Herausreißen, was in ihr wurzelte und wucherte an vagem Hoffen, ausroden, was da war an Erwarten und Erharren, ausrotten, was da in dunklen Winkeln schüchtern sproßte an Wünschen, todtgeborenen Hoffnungen. Er selbst — Albert — wies ihr diesen rauhen Weg. Sie hatte ihm beim Abschiede gesagt, daß Nachrichten sie Capri postlagernd erreichen würden. Am zweiten Tage ihres Hierseins war sie hinaufgestiegen und hatte auf dem Postamt in Capri droben ihre Adresse niedergelegt. Am folgenden Tage kam ein kurzes Billett von Albert, flüchtig hingeworfen: Er hoffe, sie sei wohlauf am Reiseziel angelangt, und sende Grüße. Damit verstummte er. Nichts weiter kam von ihm, kein Sterbenswort. Auch Mathilde hatte auf jenen ersten und letzten Gruß Alberts nicht geantwortet. Sie konnte es einfach nicht. Es dünkte sie unwürdig, durch einen Brief von ihrer Seite Albert zu einer Antwort zu zwingen. Das wollte sie nicht. Wie sie freiwillig gegangen war und das Feld geräumt hatte, so wollte sie auch alle weiteren Entwickelungen der Sache und alle Entschließungen Albert ganz anheimstellen, ohne jede Beeinflussung sollte er handeln. Und das schien er nun auch zu thun. Er verstummte völlig. Kein weiteres Wort mehr brachte die Post von ihm. Er schien Mathilden vollständig vergessen und jeden Gedanken an sie ausgeschaltet zu haben. Sie war gegangen, aus seinem Leben verschwunden, und er schickte sich seelenruhig darein und überließ sie ihrem Schicksal. Als Mathilden diese Erkenntniß Tag um Tag näherkam, ging es wie ein Erstarren durch ihr Herz. Sie fühlte sich absterben und sank ganz hilflos zusammen. Kaum daß sie sich so weit aufraffte, Nachmittags das Bett auf wenige Stunden zu verlassen, während deren sie gebeugt und schattenhaft, hohläugig und elend durch die entlegensten Wege des Gartens schlich. Der Wirth sah ihr besorgt nach und ließ sie fragen, ob sie einen Arzt wünsche. Sie lehnte ab. Sie wußte selbst am besten, welcher Arzenei sie bedurfte. An der ganzen bodenlosen und elementaren Zerschmetterung, die sie heimgesucht hatte, an diesem schrecklichen Zusammenbruch ermaß sie erst jetzt, wie starke und lebendige Hoffnungen sie noch auf eine gründlichere Wendung ihres Schicksals gesetzt hatte. Jetzt — da diese Hoffnungen ihr entrissen worden waren, jetzt war das Ende da. Sie fühlte das — Albert bedurfte ihrer nicht. Er rief sie nicht zurück. Mit ihrem Verschwinden hatte sie ihm das Geschenk gemacht, das er von ihr erwartet hatte. Das war ihre Liebesgabe an ihn und an sein Glück, daß sie lautlos ging und stumm ein Ende machte. War das nicht mehr als hart, daß er sie so gänzlich stumm verloren gab? Ging man so auseinander, nachdem man ein Menschenleben zurückgelegt hatte? Drängte es ihn nicht einmal, zu fragen, wohin sie jetzt ihre Schritte lenken werde, und welches Exil sie sich ausgewählt habe? Gab es kein Wort des Lebewohls von ihm an sie? Und wollte er auch von ihr keines hören? Es schien so und war vielleicht auch wohl so am besten. Der Glückliche fragt nur nach sich selbst. Wie glücklich also mußte er nun doch wohl geworden sein?

„Mein Loos ist lieben — und vergessen werden," dies stolze Wort, das Ibsen einer hochgemuthen Fürstin in den Mund gelegt, wurde Mathilden Leitstern und Ziel, ihm nachzustreben, ihr hoher eiserner Entschluß ... Jetzt waren zehn Tage vergangen, seitdem sie Alberts einziges Lebenszeichen empfangen. Und diese Frist dünkte sie lang genug. Daß nicht einmal Böger mit einer Zeile nach ihr fragte, verstärkte in ihr das Gefühl, daß sie für die daheim ein verlorener Posten war, mit dem nicht mehr gerechnet wurde. Eine andere Möglichkeit für die Begründung dieses seltsamen Verhaltens fand sie in der Düsterkeit ihrer Seelenstimmung nicht, und was an Gedanken und Empfinden in ihr war, das hing weitere Centnerschwere an die müden Schwingen ihres Seins. Alles — alles zog sie hinab ...

Es lag wie Todesahnen über der Insel. Ein Schirokko — ein seltener Gast um diese Jahreszeit — trug einen schwülen Hauch und feine Körner feinen Wüstensandes von Afrika herüber. Er wehte nicht stark, aber ohne Rast, und im Schutze des Felseneilandes lag das Meer unter dem dämmernden Himmel grau und müde, es regte sich kaum. Mathilde hatte lange, lange auf ihrem Klippenplatz gesessen und über das Meer gestarrt zum rauchenden Vesuv hinüber, von dem ein mattes Leuchten über die See durch die Dämmerung kam, dann war sie aufgestanden, hatte einen Augenblick den Strand hinauf und hinab gespäht, und dann zwischen den Klippen eine der dort zunächst dem Wasser liegenden Fischerbarken betrachtet. Sie untersuchte das Boot, maß die Entfernung, in der es vom Wasser lag, schob es versuchsweise einige Schritte in dieser Richtung auf den Rollen vorwärts, auf denen es lag. Das ging ganz leicht. Ein Ruder nur lag in dem Boote. Ihr Auge richtete sich auf das hohe Meer nach Sorrent zu. Das Dunkel würde rasch herabsinken, und Niemand ihre Fahrt von der Insel aus bemerken. Im Schutze des dämmernden Abends dort draußen geschah wohl viel, was man von hier nicht sah. Dies Boot gehörte dem Fischer Arrivielli, einem lustigen Burschen, der immer sang und pfiff, wenn er seine Tour zur blauen Grotte mit den Fremden machte. Wie oft hatte er, gegen Abend heimkehrend, Mathilden eine Bootfahrt angetragen. Sollte ihm das Boot verloren gehen und nicht, wie Mathilde hoffte, zum Capreser Gestade zurücktreiben, so würde man den Burschen ja doch aus ihrer Hinterlassenschaft bezahlt machen, die den Schaden einfach deckte. Außerdem würde sie ein versiegeltes Couvert mit 500 Lire für die Ortsarmen in die Schublade ihres Tisches legen. So war für alles gesorgt. Sie lächelte bitter. Am Ausgange ihres Lebens war ein Fischerboot ihre einzige Sorge. Sie nahm von nichts und von Niemandem Abschied. Welt und Leben glitten von ihr ab wie lästige Hüllen. Sie dachte, wie sie oft und oft in dieser Zeit gedacht, in welcher Weise wohl Albert die Nachricht ihres Todes aufnehmen würde. Aber da sie so gar nichts von ihm wußte, so absolut keine Ahnung davon hatte, wie es im Augenblick um ihn stand, so konnte sie sich auch keinerlei Bild davon machen, wie er diese Nachricht wohl aufnähme. Mit Dankbarkeit doch wohl jedenfalls. Denn was sie jetzt zu thun sich bereitete, das that sie ja doch für ihn. Gleichviel mit oder ohne Dank — sie wollte es thun. Mathilde setzte sich auf den Bord des Bootes und malte sich's aus, wie es wohl sein würde, wenn man da draußen auf dem weichen, kosenden Elemente von diesem Bootsrande heruntergleiten würde in die Fluth. Ob man lange litt? Oder sänke man wohl sanft und rasch in die kristallenen Tiefen hinunter, ein zerbrochenes Stück Strandgut, von der Fluthwelle des Schicksals weggespült? Sie riß ihre Gedanken hiervon los, in der Furcht, sich durch solche Vorstellungen nur von dem Entschlusse abzubringen. Mit geschlossenen Augen mußte man auf sein Ziel losgehen und hinnehmen, was kam. Am letzten Ende all dieser Dinge, denen sie da entgegenging, winkte ja doch der Frieden des Nichts, das erhoffte sie mit inbrünstigem Glauben. Dieses Erbarmen erwartete sie mit einem frommen Kindervertrauen von der Natur, der Mutter, daß denen, die Schrecken, Grauen und Angst des Sterbens überwunden hatten, der tiefe Schlaf des Nichtseins zum schönen Lohne ward, ein süßer Schlummer, den kein Erwachen, weder Himmel noch Hölle, störte.

Dieser Gedanke goß Trost in ihr Herz. Ihre Augen sahen mit einem Ausdruck fast der Freudigkeit umher und umfaßten die weiten Räume, Himmel, Meer und Ferne mit einem Blicke zärtlicher Zugehörigkeit. Indem Mathilde von ihrem Ich und Sein Abschied nahm, grüßte sie die Elemente rings als ihre Heimath, zu der sie nun, die Heimathlose, sich flüchten würde. Und in raschen Bildern zog — schon wie etwas Fremdes — all ihr Leben an ihr vorüber, und sie sah es an wie einen flüchtigen Traum, der in Fieberhast an ihr vorbeigerauscht war. Das Geschehen, das Bedeutsame, das wirkliche Erleben — dünkte sie, hatte immer nur Sekunden gewährt — und seltsam — aus diesen athemlosen Augenblicken waren Jahrzehnte geworden — eine ganze lange Vergangenheit — ein ganzes — ganzes Leben ... Sie nahm davon Abschied, von dem Süßen, von dem Bitteren, dem Lichten und dem Düsteren — jetzt sollte das Beste kommen, das große — große Vergessen ...

„Signora — Signora Ammaan!" — in hellen Tönen klang es verloren herüber zu der Träumenden. Ihr war, als hörte sie ihren Namen — von oben — von der Gartenterrasse des Hotels rief der Gärtner. Sie erkannte seine Stimme, wenngleich der Wind den Schall von ihr forttrug, und nur wie von einem matten Echo ein schwaches Rufen sie ereilte.

Franzisko rief wohl zum Diner. Er suchte Mathilden an ihrem Klippenplatz, wo sie sonst ihre Tage verträumte. Jetzt sprang er wohl die schadhafte, halsbrecherische, verfallene Steintreppe herunter, die von den Gartenhängen zum Strande hinabführte. Da war er schon, hielt nach allen Seiten Ausguck, schwenkte die Arme und rief nach ihr.

„Signora! Signora Ammaan!"

Mathilde trat langsam aus der flachen Felsgrotte hervor, in der das Boot stand, auf dem sie gesessen hatte. Da erblickte der Gärtner sie und schoß wie ein Pfeil heran. Er schwang etwas in der Hand, etwas, das wie ein Brief aussah, und brüllte aus Leibeskräften: „Telegramma — ecco — ecco Signora — Telegramma! ..."

Mathilde verstand, und es durchzuckte sie wie ein Blitz. Wie eine wirkliche Lähmung schoß es über ihre Nerven. Sie fühlte ein Zittern in allen Gliedern und konnte sich nicht von der Stelle rühren. Als der Gärtner jetzt herankam, schwankte sie so, daß er sie am Arme ergriff und stützte. Mit südländischer Beredsamkeit drang er auf sie ein. Ob sie krank sei, ob er Hilfe holen solle, sie hinaufzutragen. Sie schüttelte den Kopf, nahm seinen Arm, den er ritterlich bot, und ließ sich langsam zum Hafen hinaufschleppen. Dort bestieg sie einen Wagen und fuhr mit dem Gärtner das kleine Stück hinauf zu ihrem Hotel, an dessen Gartenthor der Wirth und seine umfängliche Frau Mathilden erwarteten. Auf die tausend besorgten Fragen erwiderte sie mit einem matten Lächeln, ihr sei wieder ganz wohl, sie wolle nur auf ihr Zimmer. Das geschlossene Telegramm hielt sie noch immer in der Hand. Und jetzt saß sie an dem kleinen Tische ihres Stübchens und athmete mühsam aus beklommener Brust und drehte und wendete das Telegramm, und fand den Muth nicht, es zu öffnen. Sie biß endlich die Zähne zusammen und riß es auf; mit schwimmenden Augen las sie die Worte: „Albert seit zehn Tagen erkrankt bittet Sie, heimzukehren; Böger."

Das Zimmermädchen, das nebenan zur Nacht zurechtmachte, hörte einen dumpfen Fall. Sie stürmte herein, da lag die deutsche Signora ohnmächtig am Boden ...

(Fortsetzung folgt.)

— Im Examen. Geschichtsprofessor: „Können Sie mir sagen, Herr Candidat, woran der König Wenzel zu Grunde ging?" — Candidat: „O ja, Herr Professor: an der Unmöglichkeit, ein König und ein Wenzel zugleich zu sein."

— Reisepraxis. Vater: „Moritz, wenn Du kommst mit Deine Muster zu einem Kaufmann und er fangt an: „Ja, lieber Freund —", da kannste gleich klappen zu und gehen Deiner Wege. Aber fangt er an: „Zum Teufel mit diesen verdammten Hallunken! Da ist schon wieder so einer!" da packste aus, da is ebbes zu verdienen."

Für die Küche.

Schnittlauch-Kartoffeln. — 3 Pfd. Kartoffeln werden in der Schale gekocht, abgezogen, in Scheiben geschnitten und in die bereits fertige heiße Sauce gelegt, in der sie noch ein wenig umgeschwenkt werden. In einer großen Kasserolle macht man aus 2 Eßlöffel Mehl in zwei eigroßen Stücken Butter eine gelbe Einbrenne, verkocht sie mit leichter Fleischbrühe zu seimiger Sauce, schmeckt nach Salz ab, würzt mit weißem Pfeffer und reichlich gehacktem Schnittlauch und servirt das Gemüse in erwärmter Schüssel.

Schellfischspeise. Man kocht 2 Pfund Schellfisch, den man vorher leicht gesalzen hat, mit etwas Wurzelwerk weich, befreit den Fisch, nachdem er erkaltet ist, von allen Gräten, und zerpflückt ihn in nußgroße Stücke. Dann schichtet man ihn in einer gut mit Butter ausgestrichenen und geriebener Semmel ausgestreuten Auflaufform auf und träufelt etwas Citronensaft, etwa von einer halben Citrone, darüber. Ein Tassenkopf voll saurer Sahne, in der zwei Eier gequirlt sind, wird darüber gegossen, und das Ganze oben dick mit Parmesankäse bestreut. Man bäckt die Speise ungefähr 3/4 Stunden lang in mäßiger Hitze und giebt sie als Zwischengericht oder mit grünem Salat zum Abendbrod.

Gebeizter Kalbsbraten. Eine abgehängte, gehäutete Kalbskeule, oder das fleischige Stück einer solchen wird in einen Napf gelegt und mit einer aufgekochten und wieder ausgekühlten Beize von halb Essig, halb Wasser, zwei Lorbeerblättern und Gewrzkörnern übergossen. Bei täglichem öfteren Umlegen muß das Fleisch 2 bis 3 Tage darin liegen bleiben, wird dann abgetrocknet, gespickt und in zerlassener Butter unter fleißigem Begießen und Nachfüllen, zuletzt mit Auffüllen von einer bis anderthalb Obertasse saurer Sahne gebraten. Die Sauce wird seimig gekocht und abgeschmeckt.

Eier mit Rauchfleisch (oder Pökelfleisch). Sieben Unzen Rauchfleisch oder Pökelfleisch, eventuell Reste, werden in Streifen geschnitten und in drei Unzen zerlassener gelbgemachter Butter in der flachen Bratpfanne durchgedünstet. Dann gießt man fünf bis sechs mit etwas Wasser und sehr wenig Salz (da oft das Fleisch salzig genug ist) verquirlte Eier darüber und rührt so lange, bis diese fest geronnen sind. Dies Rührei muß in erwärmter Schüssel angerichtet werden.

Schinken-Nudeln. Aus 2 Eiern, ein bis zwei Eidottern, einer Prise Salz und dem nöthigen Mehl wird ein derber, fester Nudelteig bereitet, der dünn ausgerollt und nach dem Trocknen in beliebig breite Nudeln geschnitten wird. Die Nudeln kocht man in Salzwasser weich und läßt sie ablaufen. Nur dünstet man eine große geschälte, fein geschnittene Zwiebel und einen gehäuften Eßlöffel fein gehackte Petersilie in zerlassener Butter durch, mischt dies mit ein Pfund fein gehacktem, magerem rohen Schinken, sechs zerquirlten Eiern, 1 Pint fetter saurer Sahne, verrührt dies mit den Nudeln, würzt mit Salz und geriebener Muskatnuß, füllt die Masse in eine gut mit Butter ausgestrichene Form, legt Butterflöckchen obenauf und bäckt die Schinkennudeln eine Stunde bei mäßiger Hitze. Werden in der Form servirt.

Gries-Flammeri. 1¼ Quart Milch oder Sahne werden mit zwei bis drei Eßlöffel feinem Zucker, der auf Zucker abgeriebenen Schale einer kleinen Citrone und zehn bis zwölf geschälten und feingestoßenen bitteren Mandeln auf gelindem Feuer zum Kochen gebracht. Dann quirlt man nach und nach fünf bis sechs Unzen guten Gries hinein und läßt ihn unter fortgesetztem Rühren quellen, bis die Masse steif ist. Man kann sie nun so in die gespülte Form füllen und kaltstellen oder auch nach Belieben, nachdem der Gries dick genug geworden ist, den steifgeschlagenen Eiweißschnee von drei bis vier Eiern darunter mischen. Wenn die Eier theuer sind, wird man sie gern sparen. Die Form wird in kaltes Wasser gestellt und der Flammeri nach vollständigem Erkalten umgestülpt.

Schwedenklöße. In ein Quart kochende Milch rührt man, es langsam dazuschüttend, damit es keine Klumpen giebt, ½ Pfund mittelfeinen Gries ein, fügt eine Prise Salz dazu und kocht unter fortgesetztem Umrühren einen dicken Brei, den man noch während des Kochens mit zwei bis drei in dünne Scheiben geschnittenen Milchbroden vermischt. Dann schüttet man die Masse in einen Napf, läßt sie erkalten, streicht mit einem in heißes Wasser getauchten Löffel Klöße davon ab, wendet diese in Ei, dann in geriebene Semmel und läßt sie in siedendem Schmalz schwimmend hellbräunlich backen, nimmt sie mit dem Schaumlöffel heraus, läßt sie einen Augenblick auf Löschpapier abfetten, bestreut sie mit Zucker und Zimmet und giebt geschmortes Obst dazu. Wer die Klöße [illegible] liebt, kann den Griesbrei schon während des Abbrennens nach Belieben mit Zucker mischen.